

Klaus Müller

„Getröstetes Weinen?“ Gedanken zum Israelsonntag 2015 –

im Kontext der Reformationsdekade sowie des Impulses „Nicht nur über unsere jüdischen Nachbarn reden, sondern sich zu ihnen auf den Weg machen“

Zehn Sonntage nach dem Trinitatisfest, elf Sonntag nach Pfingsten begeht die evangelische Kirche den Israelsonntag. Dieses Jahr – am 9. August – wird es hoffentlich ein „Begehen“ auch im wörtlichen Sinne geben. Denn die KLAKE, die Konferenz der Landeskirchlichen Arbeitskreise für das christlich-jüdische Gespräch schlägt für die Gemeinden EKD-weit vor, im Anschluss an die Gottesdienste die nächst gelegene jüdische Gemeinde zu besuchen zu einer schlichten Begegnung, einem Umtrunk – sozusagen zum „Kirchenkaffee“ im Garten der jüdischen Nachbarn. Die badischen Rabbiner sind jedenfalls über diesen Gedanken informiert und würden sich nicht wundern, im Vorfeld des 9. August von der ein oder anderen evangelischen Kirchengemeinde – dort, wo es eben möglich ist - einen Anruf zu bekommen mit der Frage, ob ein solcher Kurzbesuch am Sonntag kurz nach elf denn vorstellbar wäre...

... Israelsonntag. Ursprünglich als „Gedenktag der Zerstörung Jerusalems“ in zeitlicher Nähe zum jüdischen Gedenktag an die Zerstörung(en) des Jerusalemer Tempel am 9. des Monats Av (dieses Jahr am 25. Juli) hat dieser Tag eine deutliche Akzentverschiebung erfahren: Es geht um die besonderen Bande der Kirche zum Judentum und um Gottes bleibende Treue zu seinem Volk Israel.

Klassische Predigtperikope für diesen besonderen Sonntag ist – zurückreichend bis auf die Zeit vor Martin Luther – Lukas 19,41ff: Jesus weint über Jerusalem. Über Jahrhunderte hinweg textuelles Sprungbrett für unverhohlenen Hohngelächter über das in Trümmern liegende weil verworfene Jerusalem. Triumphgesang einer obsiegenden Kirche über das defizitäre Judentum. Lukas 19 ist geblieben – in den letzten Jahren flankiert durch die Perikope zum Doppelgebot der Liebe als Antwort auf die Frage nach dem vornehmsten Gebot in der Tora (Markus 12) – die Diktion indes hat sich in neuerer Zeit grundlegend gewandelt. Darauf wird es bei der diesjährigen Predigt zu Lk 19 im Besonderen ankommen: Statt eines verdammenden Todesurteils in Jesu Weinen über Jerusalem viel mehr das empathische solidarische Mitleiden mit einer Stadt und einem Volk zu hören, denen einfach kein Frieden gelingen will. Jesus klagt nicht an, er klagt.

Im Jahr 2015 innerhalb der Reformationsdekade ist uns besonders das Wortpaar Bibel/Bild aufgegeben. Martin Luther stellt sich in seinen Predigten zu Lk 19 das Bild des zerstörten Jerusalems vor Augen und knüpft daran die mahnende Warnung an die Kirche, die eigene Erwählung nicht durch Trägheit und Ungehorsam zu verspielen. Luther beginnt am 10. Sonntag nach Trinitatis 1544 eine seiner Predigten zu Lk 19 so:

„Dies Evangelium sollen die Christen fleißig merken, dass sie daraus lernen Gott fürchten. Denn es ist der schrecklichen Evangelien eins in Lukas; sollte deshalb uns also zu Herzen gehen, dass wir es nie vergessen. Denn hier hören wir, was für ein großer Zorn und Ernst über Jerusalem ergangen ist. Daraus können wir gewiss schließen: Wer in seiner Bosheit sicher fein und in Sünden fortfahren will, der soll sich nicht in den Sinn nehmen, dass er der Strafe

entlaufen werde. Denn so Gott der trefflichen, hoch begnadeten Stadt nicht verschonet hat, weil sie Gottes Wort gehabt, und doch sich nicht gebessert hat: so denke nur jedermann, und lasse in Zeiten von Sünden ab und bessere sich; sonst wird gewisslich die Strafe und der Zorn nicht außen bleiben.“

Das zerstörte Jerusalem als abschreckendes Beispiel. Weiter Luther: „So wird nun in diesem Evangelium uns vorgehalten ein sonderliches Beispiel des schrecklichen Urteils Gottes über seine liebste und heilige Stadt Jerusalem und sein eigen Volk, welche Stadt unseres lieben Herrn Gottes eigen Haus, und das Volk sein eigen Hausgesinde gewesen ist.“

Die Zeitstufe der Vergangenheit ist hier bewusst gewählt: Jerusalems Herrlichkeit ist vergangen und abgetan. Luther bleibt die Klärung nicht schuldig:

„Denn so er die heilige Stadt Jerusalem, sein höchstes Kleinod auf Erden, also zerreißen lassen hat, dass kein Stein auf dem anderen geblieben ist, darum dass die Juden das Evangelium hörten und sich nicht besserten: so darfst du nicht denken, dass er es uns schenken werde, wenn wir in dergleichen Sünde auch liegen. Denn Jerusalem wurde so verwüstet, dass man nicht sagen könnte, dass dort je ein Haus gestanden hätte.“

Luthers Mitreformer Johannes Bugenhagen hatte bereits ein Werk verfasst, das über Jahrhunderte breiteste Beachtung fand: Er verband seine Zusammenstellung der Passionserzählungen aus den Evangelien mit der Schilderung des Untergangs Jerusalems durch Josephus Flavius – die Suggestion einer inneren Logik, der auch Luther und viele seiner Zeitgenossen erlag: Die Zerstörung Jerusalems ist die Strafe für die Kreuzigung des Gottessohnes.

Luther weiter in seiner Predigt: „Josephus sagt, dass von der Zeit der Belagerung an, bis die Stadt erobert, in die zehnmahl hunderttausend erschlagen und an der Pest gestorben, und 97000 gefangen worden sind. Die sind so verachtet und unwert gewesen, dass man 30 Menschen für einen Schilling verkauft hat. Also musste Christus gerächt werden, den sie um 30 Silberlinge verkauft hatten. Dies ist nun die klägliche jämmerliche Strafe, welche Gott über sein Volk verhängt und damit ein Ende gemacht hat, welches er doch mit so großer Herrlichkeit und Wunderzeichen aus Ägypten geführt, in das Land Kanaan gesetzt, ihr Vater gewesen, so freundlich mit ihnen geredet und umgegangen ist. Da sie aber sein Wort verachteten und ihm nicht folgen wollten, hat er solchen Zorn und gräuliche Strafe über sie gehen lassen.“

Luther wendet sozusagen all die paulinischen Prädikationen Israels aus Röm 9,1-5 – Epistellesung für den Israelsonntag – in die Vergangenheit; nichts gilt mehr von dem, was dem Gottesvolk einst zugesagt wurde. Gottes Gnadengaben – *charismata* – an Israel, die für Paulus präsentische Gültigkeit haben und auch in Zukunft in Kraft sein werden (Röm 11,29), geraten für Luther zu Bruchstücken einer abgetanen Vorzeit.

Wieder und wieder variiert Luther diesen einen Gedanken: „Jerusalem würde noch heute so stehen wie zuvor, wenn die Juden sich erkannt, gedemütigt, und gesagt hätten: Lieber Gott, wir haben ja Unrecht getan, dass wir so böse Buben gewesen und deine lieben Knechte, die Propheten, gewürgt haben. Nun, du hast uns jetzt durch deinen lieben Sohn das heilige Evangelium gegeben, gib Gnade, dass wir uns bekehren und frömmer möchten werden. Wenn sie das getan hätten, hätten sie keine Not gehabt; die Römer hätten mit all ihrer Macht sie wohl müssen zufrieden lassen und daheim bleiben. Weil sie aber in Sünden fortführen, und sagten: O, es hat nicht Not; meinst du, dass Gott die Stadt so werde zu Boden lassen gehen, da er selbst wohnt und sonst keinen Gottesdienst haben will? O nein, da wird nichts aus. Da ging es

ihnen so, dass kein Stein auf dem anderen blieb. Und steht nun das arme, zerstörte, verwüstete, Jerusalem zum Beispiel da aller, die mutwillig böse sind und sich nicht bessern wollen, dass sie die gleiche Strafe auch leiden werden.“

Es geht durchaus nicht schmerzfrei ab, im Vorblick auf das große Reformationsjubiläum auch die Schattenseiten im Wirken Martin Luthers wahrzunehmen. Es bleibt wie ein Stachel im protestantischen Gemüt, dass sich viel später einer der Protagonisten der NS-Herrschaft, Julius Streicher, vor dem Nürnberger Gerichtshof auf Luther berufen konnte und letztlich den Reformator selbst auf der Anklagebank sah. Im Rückblick auf die Reichspogromnacht am 9./10. Nov. 1938 stand der damalige Thüringer Landesbischof Martin Sasse keineswegs alleine da, wenn er triumphal feststellte: „An Luthers Geburtstag brennen die Synagogen.“

Der Predigt am Israelsonntag heute ist ein großer Anspruch mitgegeben, im Weinen um Jerusalem jene Em-Pathie und Sym-Pathie zum Ausdruck zu bringen, die in Jesu Tränen liegen. Die Tränen Jesus erinnern mich an ein großes Stück Weltliteratur: Das Gedicht „Weltende“ zählt zu den bekanntesten Gedichten der jüdischen Lyrikerin Else Lasker-Schüler, eines der für sie persönlich bedeutendsten. 1903 zuerst erschienen lassen sich von diesem Gedicht insgesamt achtzehn Drucke nachweisen, die zu Lebzeiten der Dichterin entstanden sind, so viele wie von kaum einem anderen ihrer Gedichte:

Es ist ein Weinen in der Welt,
als ob der liebe Gott gestorben wär,
und der bleierne Schatten, der niederfällt,
lastet grabesschwer.
Komm, wir wollen uns näher verbergen ...
Das Leben liegt in aller Herzen
wie in Särgen.
Du, wir wollen uns tief küssen ...
Es pocht eine Sehnsucht an die Welt,
an der wir sterben müssen.

Mit dem Bild des Weinens knüpft Else Lasker-Schüler an das alttestamentliche Motiv der Klage des Volkes Israel über die Zerstörung des Ersten Tempels in Jerusalem und über die Verschleppung nach Babylonien an. Psalm 137 beginnt mit den Worten: „An den Strömen von Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten.“ Das Weinen – die Trauer, die mit der Erfahrung des Exils verbunden ist – wurde für Else Lasker-Schüler 1933 geschichtliche Wirklichkeit. Als sie Mitte März 1939 von der Schweiz, der ersten Station ihres Exils, nach Palästina übersiedelte, hielt sie in Zürich im „Zunfthaus zur Meise“ einen Abschiedsvortrag. Am Schluss steht das Gedicht „Weltende“: Es ist ein Weinen in der Welt ...

Annäherung an den Predigttext Lukas 19,41-48

Die Szenerie ist bezaubernd: Der atemberaubende Blick vom Ölberg auf Jerusalem im Morgenlicht, der anschließende Gang den schmalen Weg hinunter, an der Kapelle Dominus Flevit vorbei zum Garten Getsemane, durchs Kidrontal und das Löwentor wieder hinauf in die Stadt. Die Weite des Haram-ash-Sharif (Tempelplatzes) und die Pracht des Felsendoms neben der beeindruckenden Schlichtheit der Al-Aqsa-Moschee. Die gewaltigen Reste der westlichen Tempelmauer. Die Ophel-Ausgrabungen an der Südwestecke mit einer Ladenstraße und zahlreichen Mikwen - die Stadt Jerusalem in ganzer Schönheit. Nur ein wenig weiter gedacht

kommen sie unweigerlich: die bangen Fragen nach der Zukunft, die bedrückenden Zeichen spannungsgeladener Gegenwart. Tempelplatz, Haram-ash-Sharif - für Nichtmoslems lange schon gesperrt. Aus guten Gründen verschärfte Sicherheitsvorkehrungen allenthalben. Die größte israelische Stadt mit über 600.000 Einwohnern, davon rund ein Drittel Araber, tief gespalten. Die Menschen leben in Angst. Touristen bleiben aus, die heiligen Stätten liegen verlassen da. Beim Blick hinüber weiß ich manchmal nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Es wird in der Perikope für den Israelsonntag 2015 von einem erzählt, der es offensichtlich wusste: Jesus weint über Jerusalem.

Es ist eine andere Haltung als diejenige von Arik Sharon, der im September 2000 demonstrativ den Tempelberg beschriftet. „Al-Aqsa-Intifada“ – wir kennen die Folgen. „Wenn doch auch du erkennst zu dieser Zeit, was zum Frieden dient!“ Gilt er nur der Stadt Jerusalem? Gilt er nicht auch denen, die versuchen mit der Stadt und ihren Bewohnern solidarisch zu sein? Und denen, die über Jesu Beziehung zu Jerusalem zu predigen haben?

Ist es zu hoch gegriffen, nach dem Friedensbeitrag unserer Predigt am Israelsonntag zu fragen? Kaum ein Feld ist so polemisch aufgeladen wie der Blick auf Jerusalem. Jesu Weinen ist eines von „innen heraus“, keines „von oben herab“. Denn bei Jesus ist aus dem „oben“ längst ein „aus der Nähe“ geworden – erst dann können wir überhaupt etwas erkennen und die Zeiten überschauen und eben auch: weinen.

Es ist ein Weinen in meiner Solidarität mit dieser zerrissenen Stadt.

Beobachtungen am Text

Jesus nähert sich der Stadt Jerusalem; nach Lukas ist es sein dritter Besuch (zuerst als Neugeborener, dann als Zwölfjähriger; Kap.2). Er nähert sich vom Ölberg, also von Osten her, durchquert das Kidrontal, sieht die Stadt aus der Nähe und beginnt zu weinen. So weint die Witwe von Nain (Lk 7,13). So weint die „Sünderin“, als sie Jesu Füße salbt (Lk 7,38). So weinen „alle“ im Hause um die Tochter des Jairus (Lk 8,52). Und so werden die Töchter Jerusalems weinen, wenn sie Jesus auf dem Weg nach Golgatha folgen (Lk 23,28). Jesus weint wie eine trauernde Frau in ihrem Schmerz, laut und bitterlich klagend.

Östlich-orthodoxe Textzeugen haben das Weinen Jesu gestrichen – darin sollten wir ihnen gerade nicht folgen.

Jesus weint über Jerusalem. Die Weisen des Talmud werden später Gott selbst mit hineinziehen in das Weinen über Jerusalem: „Rabbi Jitzchak sagte im Namen Ravs: Die Nacht ist in drei Nachtwachen geteilt; in jeder Nachtwache sitzt der Heilige, gepriesen sei er, und brüllt wie ein Löwe, indem er spricht: Wehe mir, dass ich mein Haus zerstört, meinen Tempel verbrannt und meine Kinder unter die Völker verbannt habe“ (Babylonischer Talmud Traktat Berachot 3a).

Tränen der Klage, nicht der Anklage. Dass Jerusalem nicht erkennt, was zum Frieden ... hier bleibt der Satz unvollendet, weil die Sehnsucht nach Frieden und das Leiden am Konflikt selten ganze Sätze erlauben. „Was zum Frieden ...“ bleibt Fragment, bleibt ergänzungsbedürftig, ist jedenfalls nicht schlüssige Systematik und glatte Grammatik. Frieden - und zwar „zu dieser

Zeit“. Diese Zeitangabe steht in Spannung zu der in V 43: „es wird eine Zeit über dich kommen“. Was künftig kommen wird, wird jetzt entschieden. So ist das mit Frieden und Unfrieden meistens. Dabei wird die Frage nach der Schuld der Stadt gar nicht gestellt. Im Gegenteil. Der Schluss des Verses entlastet sie eher von Schuld, verhindert aber nicht die Folgen: es ist vor ihren Augen verborgen, was dem Frieden dient. Eine eigenartige Passivwendung, die wir gern als *passivum divinum* dorthin entsorgen, wo wir sie gerne haben würden. Doch es bleibt das Weinen über so etwas wie die Unabwendbarkeit des Nichterkennens.

Das Schicksal der Stadt scheint besiegelt. Dass sich dieses Geschick an der Haltung der Stadt zu Jesus selbst entscheiden würde, tragen wir wie selbstverständlich seit Jahrhunderten in diesen Text ein. Es ist keineswegs so deutlich formuliert. Sind es zelotische Machenschaften, die den Frieden verspielen, politische Fehlentscheidungen, gar friedenspolitische Blindheiten – das „was zum Frieden ...“ ist jedenfalls nicht so einfach auf den Begriff zu bringen. Schon gar nicht ist in irgendeiner Weise angedeutet, dass Jerusalems Zerstörung Strafe sein könnte für die Kreuzigung Jesu.

Das Lukasevangelium stellt uns tatsächlich ein Beispiel vor, wie heilsame Erkenntnis aussehen könnte: Der alte Simeon kann „in Frieden“ gehen, denn er hat in Jesus das Licht für die Völker und den fleischgewordenen Lobpreis für Israel erkannt (2,32). Eine solche Sicht hätte Friedenspotenzial bis heute.

„Heimsuchung“ ist das Stichwort seit Jesaja und Jeremia und verbindet den prophetischen Blick auf die Stadt mit dem nicht weniger prophetischen Handeln im Tempel. „Heim-Suchung“: Schon damals, als sie ihn heim holen wollten auf dem Weg von Jerusalem zurück nach Nazareth, hat er sie letztlich in den Tempel geführt, in die Gemeinschaft derer, die abseits vom Opferritual dem Gebet und dem Studium verpflichtet waren. In Gebet und Studium läge tatsächlich die Chance zur Erneuerung der religiösen und moralischen Praxis als messianische Gelegenheit. Doch einstweilen dominiert der Markt noch den Geist – bis heute.

Jesus weint über Jerusalem und setzt Anfänge der Veränderung. Offensichtlich schöpft er aus seinen Tränen Motivation und Kraft etwas zum Besseren hin zu bewegen, in Richtung auf jenen Frieden, der sich so schwer erkennen lässt. Kann es ein „getröstetes Weinen“ geben in diesem Jahr am Israelsonntag?

Die talmudische Überlieferung kontrastiert das Weinen über Jerusalem mit einem Lachen, das sich dem Verheißungswort Gottes verdankt. Der Babylonische Talmud erzählt im Traktat Makkot 24a folgende Episode: „Einst näherten sich Rabbi Akiba, Rabbi Gamaliel, Rabbi Eliezer und Rabbi Jehoschua dem zerstörten Heiligtum. Da kam ein Fuchs aus den Trümmern hervor und alle begannen zu weinen – außer Akiba. Akiba lachte. Den fragenden Gefährten erklärte er: „Wenn Gott seine Drohung wahrgemacht hat, Zion solle wie ein Feld umgepflügt werden (Micha 3,12), wie sollte er da nicht seine Verheißung einlösen: Es werden noch Greise und Greisinnen in Jerusalem wohnen (Sacharja 8,4)?“ „Akiba, du hast uns getröstet“, sprachen die Gefährten, „Akiba, du hast uns getröstet.“

(weitere Materialien zum Israelsonntag 2015 unter www.ekiba.de/judentum)